

Festvortrag des Bischofs

3. Mai 2024

Festabend der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR“
Symposium zum 5-jährigen Jubiläum der Forschungsstelle
Theologische Fakultät der Universität Leipzig

Bischof Dr. Christian Stäblein

Alles gesagt?

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Geschwister,

Sie genehmigen sich nach dem Imbiss und nach einem intensiven Tag noch einen Festvortrag. Am Punkt einer markanten Zäsur: Fünf Jahre Forschungsstelle. Sie haben Schnittchen und hoffentlich einen Schluss Sekt intus, das könnte das Zuhören erleichtern. Denn als erstes muss ich in diesem Moment doch fragen: Was soll jetzt noch kommen?

Ich habe einen Moment überlegt, wie ich es gestalten soll. Vielleicht eine dusselige, in alle Fettnäpfchen mit Anlauf springende Schlussrede eines ignoranten Westgeborenen, über DIE kirchliche Praxis in der DDR, die es ja im Singular so gar nicht gibt und nie gegeben hat? Ein bisschen grauslich vertrauter, dominanter West-Duktus à la „was soll man schon lernen aus einem Raum, der doppelt verkrümmt in sich war – durch Unfreiheit einerseits und durch Minderheit, die immer kleiner wird, andererseits?“ Sie könnten dann gehen und sagen, wenigstens noch mal ein schlechtes Beispiel, so weiß man auch, welchen Auftrag diese Forschungsstelle jedenfalls bleibend hat: Die Unterrichtung der Ahnungslosen, wobei – wir wissen das im Gedenkjahr Kants – selbst verschuldete Ahnungslosigkeit keine Entschuldigung ist. Historisch informiert sei die Praktische Theologie dieser Forschungsstelle, das ist schon beim Auftakt festgehalten worden, das gilt.

Sie merken also gleich zu Beginn, dass ich natürlich ein wenig hadere, jetzt, wo die Aufgabe der Rede ansteht, dass ich sie angenommen habe. Denn was könnte ich sagen, was Sie nicht schon viel besser gesagt haben? Glaubwürdiger. Authentischer. Ich mit meinen blinden Flecken, Westsprache, wie soll das angehen.

In Geschichten verstrickt

Diese Anlehnung an den Titel eines Buches von Wilhelm Schapp aus den 50er Jahren, das ich zugegeben nie gelesen habe – so ist das ja manchmal, man kennt nur den Buchtitel und füllt in fröhlicher rezeptionsästhetischer Manie die nie gelesenen Seiten mit eigenen Thesen, das war schon bei Mitscherlichs Klassiker von der Unfähigkeit zu trauern so, die alle im Munde führten, aber nur wenige verstanden. Und das wiederholt sich bei „Nachmittag des Christentums“, in den jeder nun endlich den Abgesang der Kirche hineindenkt, obwohl der Anfang der Verwandlung gemeint ist, also: wir sind in Geschichten verstrickt. Dieser Hinweis fehlte in kaum einem der frühen Bücher meines Lehrers Manfred Josuttis. Wenn wir sie nicht erzählen, die Geschichten, gibt es wenig Möglichkeiten, mit ihnen so zu leben, dass sie einen nicht nur beherrschen.

Mir ist das vorgestern, am 1. Mai, wieder deutlich geworden. Da war ich weit weg von hier, in Bremen. Es trafen sich auf private Initiative hin die Studierenden der Theologie von damals, die also in den 80er Jahren und Anfang der 90er in Göttingen studiert hatten. Speziell jene, die in dem studienreformkritischen Projekt der SEP, der Studiengangphase, mitgewirkt hatten und – das überschneidet sich – jene, die bei Professorin Hannelore Erhart in der Frauenforschung ihre ersten wissenschaftlichen Schritte getan hatten. Ein klassisches Netzwerk also auf der Schnittfläche von Theologie einer gewissen Nähe zur kritischen Theorie Frankfurter Schule – durchaus linksbarthianisch gefärbt, eher angehaucht als wirklich in der Wolle – und den Wissenschaftsbetrieb umformender, früher feministischer Theologie. Da komme ich her. Mit diesem Hintergrund startete ich erste Reisen in die späte DDR und hatte dabei erste Begegnungen bei Werner Krättschell in Pankow etwa. Ich weiß noch, wie ich in meinem Praktikum bei ihm als junger Student 1993 wie selbstverständlich erklärte, „wir Linke müssten doch zusammenhalten“. Und wie er guckte: Wir Linke? Er lächelte nur freundlich.

Wir sind in Geschichten verstrickt. Die späten 80er Jahre in Göttingen waren klassische Spät-68er Emanzipationsbewegungen. Wir liebten Gollwitzer. Ein Sozialist kann Christ sein. Ein Christ muss Sozialist sein. Wir waren ahnungslose Experten gerade hierbei. Unser Wortgeklingel funktionierte nur, weil wir den real existierenden Sozialismus und seine Menschen vorsichtshalber nicht wahrnehmen wollten. Von Kirche im Sozialismus – ob nun als Programm oder als Deskription – hatten wir nichts gehört. Wir sind in unsere Geschichte verstrickt. Und bleiben es oft lange. In vielem immer. Und: Ja, es ist eine Uraufgabe christlicher Existenz, nach dem Lösen dieser Stricke zu suchen. Oder – vorsichtiger – wenigstens mit den Stricken leben zu können, auf dass sie schon deshalb, weil wir sie sehen, irgendwann im Bild baumeln wie die von dem Gelähmten, der zu Jesus auf seinem Bett hockend wohl mit ebensolchen Stricken durch die Decke gelassen wurde. Irgendwann, in meiner Vorstellung, baumeln da nur noch die Stricke im Bild, der Gelähmte ist längst gegangen.

Die Stricke sichtbar machen

Neben Jesus hilft dabei meist eine Prise Humor.

Wenn ich mit der Pröpstin des EKBO-Konsistoriums im Streit um die richtigen Wege in Sachen Gemeindeentwicklung liege und wenn wir dann zum x-ten Male feststellen, dass wir doch tief in uns – da, wo die frühen Präfigurationen und Präformationen verborgen liegen, auch wenn man 30 Bücher zur Kybernetik gelesen oder ebenso viele Aufsätze geschrieben hat – sehr unterschiedliche Bilder von Kirchengemeinde haben. Ich immer wieder das von der volkskirchlichen Gemeinde, die ihre Inklusion über Kasualien und Feste erlebt und sich um sich selbst dabei ziemlich wenig sorgt, trotz aller Sorgenpredigten. Und sie, die Pröpstin, das Bild von den fröhlich entschiedenen Dazugehörenden, die in wie auch immer gearteten konzentrischen Kreisen aus klarem Zuspruch ihre Kraft schöpfen, begleitet von einer Power im Gegenüber zu der gesellschaftlichen Mehrheit und im stets missionarischen Werben für den abgegrenzten, überzeugenden Freiheitsraum.

Also, wenn wir da mal wieder einhaken oder verhaken in unseren Ost-West-Präformationen, dann sage ich oder sie irgendwann: Jaja, und ihr hattet den ganzen Tag nur Bananen. Und das fordert die Replik: Ich weiß, Ihr hattet nicht zu essen, Ihr musstet hungern und habt gefroren. Und manchmal schiebe ich noch angstvoll hinterher: Aber wirf mir nicht vor, dass ich solche zugespitzten, stereotypen Vorurteile ausgesprochen habe und du die hinnehmen musstest und darüber auch noch künstlich lachen, obwohl es ja klar war, dass hier nur westdominante Witze gemacht werden. Und dann schmunzeln wir tatsächlich meistens – aber man weiß natürlich nicht und nie ganz genau, wie getrübt ein Lachen oder Schmunzeln ist, denn ein wahres Leben im falschen ist schwer und Lachen gibt es auch nur unter den Bedingungen des realen Lebens. Wo es ja eigentlich nichts zu lachen gibt. Was dann doch eine kleine Anregung meinerseits wäre, ob – wenn ich es nicht übersehen habe – nicht auch das eine kleine Forschungsstudie wert wäre: Die unterschiedlichen Kirchenwitze in Ost und West.

Ich bin mit Tikki Küstenmacher aufgewachsen – was sich im Blick auf Systemkritik in etwa auf dem Niveau von Udo Jürgens oder Helene Fischer aufhält. Und worüber lachten die Menschen in der kirchlichen Praxis in der DDR? Anfrage an den Sender Jerevan? Sie werden es wissen. Wenn die Pröpstin und ich uns über unsere Herkunft austauschen, landen wir stets auch an dem Punkt, wo wir überlegen, wann wir wohl, weil wir so despektierlich und offen reden, die Briefumschläge im Keller über Kerzendampf öffnen. Sie erinnern sich? Das ist in dem Film „Das Leben der Anderen“ das Schicksal eben jenes Genossen, der in Anwesenheit des Stasi-Oberst einen Witz über Honecker erzählt, von diesem Oberst eben erst zum Erzählen ermuntert wird, nur um den Rest der Zeit strafversetzt zu sein.

Abgründig, Sie wissen das, liegt doch hier eine für das Forschen zentrale Frage verborgen. Wie kann ich Dinge einschätzen, reflektieren, wissenschaftlich aufarbeiten, die in mancher Hinsicht ständig decodiert oder dekonstruiert werden müssen, um sie überhaupt zu verstehen? Und selbst wenn ich jeden Satz und jeden Begriff und jede Formel à la Kirche im Sozialismus decodiert bekomme, bekomme ich ja nur schwer die Gefühlslage dahinter eingepreist und aufgeschlüsselt?

Die Geschichte von Thomas

Auch dazu eine Geschichte: Mitte der 80er Jahre, ich war minderjähriger Teenie, kam in das offene Pfarrhaus, in dem meine Mutter als Pastorin lebte und in dem immer ein paar Menschen mitwohnten, die woanders raus mussten, ein junger Mann, der aus der DDR geflohen war. Über die Grenze. Wohl im Kofferraum eines PKW. Mit einem Fluchthelfer. Der seinen Preis hatte. Der junge Mann hieß Thomas M. und wurde für ein paar Jahre für mich zu einer Art älterem Bruder.

Die Geschichte trägt in sich die ganze Räuberpistole einer Welt, die ich mir heute kaum noch vorstellen kann. Thomas Vater war Pfarrer in Grünheide, in gewisser logischer Nähe zum Havemann-Kreis und auch zu Biermann. Manchmal flog Thomas nach Westberlin, um Familienmitglieder zu treffen, zur Vorsorge bei einem möglichen Flugzeugabsturz klebte er seinen Ausweis in ein dafür in der Mitte entkerntes Buch. Später verließ auch der Vater die DDR samt Familie. Nach Karlsruhe. Dort durfte er – Sie wissen schon, Vereinbarung mit der EKD – eine Weile den ordinierten Dienst nicht ausüben.

Bis hierhin stecken schon etliche Fragen drin, die wir in der EKBO immer wieder berühren. Braucht es eine Entschuldigung der Kirchenleitung heute für die damalige Praxis, die ausreisende Pfarrer sanktionierte? Oder war das damals genau richtig? Mir geht es aber jetzt nicht um diese Frage. Vor ein paar Jahren hat sich der Fluchthelfer von damals bei mir gemeldet. Er fühlt sich nicht wahrgenommen, um Ansehen (und Geld?) betrogen. Ich solle vermitteln. Ich habe mich also an Thomas M. gewandt, der längst Arzt in der Schweiz ist. Habe ihn gefragt, was ich tun soll. Thomas war sehr klar. Ich könne tun, was ich wolle. Für ihn könne niemand irgendetwas von dem beurteilen, was damals war. Weil niemand die Angst, niemand die Zwänge, niemand die damit verbundenen Gefühle, niemand die Sehnsucht und niemand die Zeit im Kofferraum und in den Jahren danach, niemand auch die Gefühle der Familie auch nur irgendwie heute in seine moralischen Betrachtungen ernsthaft einflechten könne. Punkt.

Emotionen, Grundgestimmtheiten und Mentalität in Geschichten

Das ist ein klarer Standpunkt. Für die Erforschung kirchlicher Praxis und für die Forschung überhaupt ist es ein uraltes Thema: Wie können existentielle Verfasstheiten, Emotionen, Grundgestimmtheiten in der historisch-kritisch informierten Theorie einbezogen werden? Welche Rolle spielen sie? Das ist ja das spannende bei der Erforschung von Mentalitätsgeschichten, Mentalitätsdifferenzen. Deshalb ist Alltagsgeschichte so entscheidend. Deshalb sind die praktischen Felder, die sich die Forschungsstelle vorgenommen hat, so herausragend. Diakonie. Gemeindeentwicklung. Kirchenmusik. Seelsorge. Verkündigung. Kirchliche Alltagspraxis eben.

Ich wünschte mir darüber hinaus, wenn ich das sagen darf, noch einen stärkeren Blick auf das christliche Leben jenseits der kirchlichen Praxis. Die Alltagsreligiosität. Gab es die überhaupt? Weihnachtsfrömmigkeit weit über die Kirche hinaus. Wie und warum ist Gott aus der Sprache verschwunden? Oder ist er nicht? Oder sind das nur meine Fragen?

Ich bin ein Fan des Zugangs von Juliane Stückrad, wenn ich das so sagen darf, das, was man vielleicht in Anlehnung an Clifford Geertz dichte Beschreibung nennt, also die kultursensible, ethnologische Annäherung. In der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte eine mich überzeugende Reflexionsmethode, weil sie das einbezieht, was Quellen und Texte in der Regel nicht hergeben, Gefühle: Innere Verfasstheit. Angst. Freude. Mut.

Meinen zweiten Tag in der DDR erlebte ich bei Krätschells im Pfarrhaus, mittags, kalter Novembertag. Johannes, der Sohn, damals Theologiestudent: Komm, Christian, wir gehen mal raus, dann können wir offen reden. Aha. Zum offen reden musste man raus gehen. Das war das Gegenteil zu dem, was ich kannte. Wenn Martin Kruse und Gottfried Forck sich trafen, sind sie immer in der Mark Brandenburg spazieren gegangen. Das klingt nach Fontane. Das hatte womöglich andere Gründe. Denken und Reden im Gehen ist anders als im Sitzen. Kommt anderes bei raus. Wie lässt sich das in der Forschung einrechnen?

Das Allgemeine und das Besondere in Geschichten

Warum dieser lange Anlauf zum Einstieg, liebe Geschwister?

Es ist wohl nicht nur ein Anlauf. Es ist schon ein zentrales Moment selbst. Weil: So lange diese Geschichten nicht erzählt sind, noch lange nicht alles gesagt ist. Und weil es mir immer noch so vorkommt, als gäbe es nur die dringend zweckmäßige, über alles zu lobende Forschungsstelle Kirchliche Praxis in der DDR. Aber wo ist die Forschungsstelle Kirchliche Praxis in der BRD? Oder gilt diese kirchliche Praxis doch noch immer als die Normpraxis, die es ja nicht gibt, und heißt deshalb Institut für Zeitgeschichte – der Westen ist das Allgemeine, der Osten das Besondere?

Vor ein paar Jahren hat mir auf einem Podium Sabine Rennefanz klar gemacht, wie zwingend notwendig es ist, dass ich von meinem Rößlein der eingebildeten Norm-/ oder Normalbiographie herunterkomme. Dann hat Dirk Oschmann den Finger kräftig und wegweisend in die Wunden gelegt. Und dann passieren mir doch immer wieder diese unreflektierten Bilder, bin ich nicht kultursensibel für die Verschiedenheit der Traditionen, fehlt mir die historische Informiertheit praktischer Theologie oder kirchlicher Praxis – und sie fehlt nicht nur für die kirchliche Praxis in der DDR, sie fehlt auch für meine Sozialisation in Hannover und Göttingen.

Friedrich Kramer hatte ja die passende Antwort auf die Bereisung des EKD-Rates durch den Osten, 30 Jahre nach der friedlichen Revolution. Bei allem guten Willen muss man über das Bild schon schmunzeln, wenn man es nur erwähnt. Friedrich (der Weise) also fuhr in den Westen – mal hören, wie die sich da so reflektieren in ihrer Rolle und Aufgabe in Sachen deutsch-deutsche Entwicklung. Ach so, sie reflektieren sich gar nicht? Das findet ihr nicht skurril? Und halten sich dann noch für die Erfinder der Frauenforschung im Göttingen der 80er Jahre? Gut, dass es hier in der Forschungsstelle neben den genannten Praxisfeldern auch eine bewegende Tagung zur Rolle der Frauen in der kirchlichen Praxis in der DDR gab, dass das bleibend ein Forschungsschwerpunkt ist. Es gibt immer noch so viele Mythen, hier wie dort. Sie müssen erzählt, decodiert, aufgearbeitet werden. Die Westmythen. Die Ostmythen. Und ihre Wechselwirkungen.

Wenn ich eine Forschungsstelle kirchliche Praxis in der BRD anrege, ist das mehr als ambivalent. Erstens, weil es alsbald um Ressourcenkonkurrenz gehen könnte. Zu wessen Lasten die ausgeht, haben wir oft genug erlebt. Zweitens rückt damit die ewige Frage nach einer gesamtdeutschen Perspektive nach oben auf der Tagesordnung: Lässt sich denn nicht eine gemeinsame Geschichte erzählen, in allen Differenzen und Wechselwirkungen? Forschungsstelle kirchliche Praxis in deutsch-deutscher Teilungszeit? Geteilte Geschichte als gemeinsame Geschichte, geht es nicht darum? Werden nicht andernfalls nur die Spaltungen verschärft? Aber wer postuliert das? Und von welchem Interesse ist diese Frage geleitet?

Umgekehrt: Eine solche Forschungsstelle für die kirchliche Praxis in der BRD zwischen 1949 und 1989 nicht für nötig zu halten, suggeriert eben doch das Sondergebiet Osten. Die Normabweichler, für die es auch die Zeitungsbeilage „Die Zeit“ im Osten gibt. Was also tun? Es gibt kein richtiges Leben im falschen. Aber doch immer wieder beglückende Momente, wo wir unsere Stricke und Fesseln erkennen und das Erkennen schon ein Stück ablegen derselben heißt. Und es scheint doch noch nicht alles gesagt.

Vier Thesen zur Hypothese der Forschungsstelle

Die Forschungsstelle hier ist vor fünf Jahren mit einer Hypo-These gestartet – man kann sie auf der Homepage nachlesen:

In den Transformationen, im kirchlichen Leben und Handeln, in Methoden und Vollzügen aufgrund einer zunehmend säkularen Minderheitssituation in der DDR liegen wichtige Potentiale für Kirche im 21. Jahrhundert.

Das ist aus meiner Sicht so zutreffend, dass ich mich sofort gefragt habe: Wer wollte dem widersprechen? Man ist mit dieser Hypothese auch sofort den Lagern entkommen, auf denen die einen rufen „die sollen mal zeigen, dass nicht alles schlecht war im Osten“ und den anderen, die zurückrufen „wir haben schon genug falsche Nostalgie“. Es geht um Transformation – als einen eher soziologischen Begriff. Und es geht um Potentiale – und damit um die nützliche Perspektive einer engagierten Forschung. Dass sich die Hypothese bewahrheitet hat und bewahrheiten wird, das haben diese fünf Jahre seit Beginn gezeigt. Und dass die Arbeit daran noch lange nicht am Ende ist, ja dass sie neben vielen spannenden Erkenntnissen und Ergebnissen wie so oft in der Wissenschaft auch gezeigt hat, wie viel mehr noch offen und unerforscht ist, das scheint mir auch blitzschnell konsensfähig. Um dem Vortrag auf seinen letzten Metern doch noch ein klein bisschen Ordnung beizubringen, versuche ich es nun mit vier auf der Hypothese aufsetzenden Thesen.

Erstens: 40 Jahre friedliche Revolution im Jahr 2029/2030 Der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis

Mancher staunt ja, warum die Debatten um die Frage ostdeutscher und westdeutscher Identität seit einigen Jahren an Heftigkeit zunehmen. Dafür gibt es gewiss viele Gründe, nicht zuletzt der bestimmter, offenkundiger, realer Benachteiligungen, sichtbar immer wieder bei der Besetzung von Posten, Leitungsstellen, Forschungsstellen, Bischofsstellen und vielem andere mehr. Ein Grund scheint mir aber auch das, was ich in eine These packen möchte: Wir befinden uns im Zulaufen auf 2029/2030 – und damit auf den

Fluchtpunkt 40 Jahre friedliche Revolution – also jene Schwelle, die der unlängst verstorbene Jan Assmann als den Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis bezeichnet hat. In dieser Phase ist und muss gewissermaßen umkämpft sein, was eine Gesellschaft für sich im kulturellen Gedächtnis ablagert – oder eben auch nicht.

Die instrumentalisierenden, rechtspopulistischen Sprüche unter dem Schlagwort „vollende die Wende“ sind Ausdruck eben dieses Gedächtnis- und Identitätskampfes. Wer ist der legitime Vertreter, die legitime Vertreterin des Gedächtnisses der friedlichen Revolution? Für was steht die friedliche Revolution? Welche Rolle(n) hatten die Kirchen? Welche tatsächlich? Beim Beginn der Forschungsstelle war die Auseinandersetzung um letztere Frage bekanntlich gerade sehr virulent.

Stets virulent ist auch der Streit um Gebäude und Architektur – weil sie für wahrnehmbares Verschwinden bzw. wahrnehmbare Präsenz und Repräsentation sorgen. Das Hotel in Potsdam. Das Rechenzentrum. Der verschwundene Palast der Republik. Die Universitätskirche. Der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis meint ja: Wir können uns darüber austauschen, weil wir lebendige Erinnerung haben. Für meine und Ihre Kinder und Enkel aber ist das nicht so. Sie leben – jedenfalls erstmal – in den Identitätskonstruktionen, die die Welt und die Umwelt ihnen anbietet, auch andient. Wenn dieser Vorgang Reflexion erfahren soll, kann man nichts besser brauchen als eine Forschungsstelle für kirchliche Praxis in der DDR. Man muss schon erforschen und erinnern, was nicht vergessen sein soll. Oder man muss – in Abwandlung eines berühmten Diktums über den Gottesglauben in Ostdeutschland – sagen: Es kommt dann eine Generation, die vergessen hat, dass sie die Kirche in der DDR vergessen hat. Vergessen hoch zwei.

Zweitens: Identitätskonstruktion Freiheitsgeschichte Vom Westen, der dem Osten beitrifft

In den letzten 10 Jahren, in denen ich das Glück – und ich meine das in voller Wucht: das Glück, ich würde niemals woanders sein wollen als in einer Kirche im Osten – hatte, in der EKBO in verschiedenen Form Dienst tun zu dürfen, habe ich eigentlich immer von mir so gedacht: Ich gehöre zum Wir dieser Menschen hier. Und das heißt: Ich habe die Mauer mit zum Einsturz gebracht. Ich habe die Freiheit mit erkämpft. Ich habe mit im Gefängnis gesessen, als sie die Menschen aus der Umweltgruppe in Zion eingesperrt haben. Ich bin mit über den Leipziger Ring gezogen und habe gerufen: Wir sind das Volk. Das ist natürlich alles nicht wahr, ich saß in Göttingen, anno 1989, hatte Liebeskummer und glotzte TV zum Mauerfall, wie eine bekannte Sängerin es so schön herausausschleuderte. Ich habe nichts zur friedlichen Revolution beigetragen – aber ich bin gerne dieser Erinnerung beigetreten, sehr gerne.

Das kann man problematisch finden und ich würde es natürlich nie so formulieren, wie ich es jetzt eben formuliert habe, das wäre ja anmaßend. Dennoch bin ich überzeugt, dass im Grunde Identitätskonstruktionen so funktionieren. Und es wäre schade, wenn es anders wäre. Die biblische Geschichte macht es uns jedenfalls exakt so vor. Sowohl liturgisch: Wir stehen mit am Sinai oder stehen mit bei den Jüngern im letzten Mahl zum Gedächtnis und es soll Gegenwart werden und wir sind dabei, ja wir werden die, die da stehen. Und es funktioniert auch historisch so, vermutlich. Jedenfalls war es ja ein ganz kleiner Haufen, vermutlich Kriegsgefangene aus der Gegend bei Sichem, die dann im Transfer wieder in die Siedlungen in Palästina zurückkehren konnten, es könnte sein,

dass das historisch der Exodus war. Und in diese Erinnerung sind sie dann eingetreten, erst jene Siedlungsgruppen, die wir die Völker im Nordreich Israel nennen. Später auch die im Südreich Juda, die die Erinnerung schließlich ganz zu ihrer gemacht haben, als das, was wir in der Wissenschaft gerne Nordreich nennen, untergegangen war. Und natürlich war niemand von denen je aus Ägypten ausgezogen. Und doch stand und steht jeder bis heute wieder am Sinai. Ja, wir wissen auch: Vermutlich ist diese Form der Identitätskonstruktion erst mit und durch den Auszug jener stark geworden, die die Diaspora – also das Exil – wieder verlassen haben. Es ja bekanntlich auch nicht alle waren, aber die, die das taten, die brauchten eine starke Identitätskonstruktion, in die die anderen eintreten konnten, ja sollten.

So verstehe ich das und so verstehe ich – strukturanalog, wie man eine Weile gerne in der Homiletik gesagt hat, also in der Analogie der existentiellen Situation vor der Welt bzw. vor Gott – mein Eintreten in die Erinnerung an die friedliche Revolution, die nicht meine eigene ist. Und da es auf mich nicht ankommt, spitze ich zu: Ich hatte immer gehofft, dass in dieser Erinnerungs- und Identitätskonstruktion der Westen dem Osten beitreten möge. Der Westen. Der Osten. Schon klar, unmöglich in dieser Pauschalität. Aber Identitätskonstruktionen funktionieren nun mal nicht unter der Überschrift von *dies oder das Gebilde gibt es nicht, es gibt nur Vielfalt und Einzelne*. Die kollektive Identitätsbildung setzt sich gerade darüber hinweg, wenn sie wirksam sein soll und will. Und das war immer meine Hoffnung, dass sie an diesem Punkt wirksam sein möge, weil es eine Identitätskonstruktion über eine Freiheitsgeschichte, über eine Emanzipationsgeschichte, über ein starkes, kritisches, in die Freiheit preschendes Aufbäumen ist.

Nun, so wie ich das gedacht hatte – Sie sehen schon, ich denke sehr schlicht – so hatte ich auch gedacht: Und im Kern dieser Geschichte stehen die Kirchen in der DDR als Motor und Ermöglicher, als Raumgeber und Raumöffner dieses Freiheitszuges. Nun können Sie sagen: Es ist viel komplexer und komplizierter, das ist es natürlich und es gibt gewiss viele Bearbeitungsstufen, die wir analog zur alttestamentlichen Wissenschaft mit Deuteronomist und dann noch mit DtrG oder DtrN abkürzen könnten, also meinetwegen: GptVM für Gemeindepädagogiktradition Verkündigungsberufe Musikerinnen. Oder SbwO für Seelsorgebewegung Ost.

Und gewiss stellt sich auch die Frage, ob so eine übergreifende Identitätskonstruktion nicht eine Einheit herstellen möchte, die als Behauptung viel zu lange gerade falsche Norm und faktische Verdrängen vorgegeben hat, weil hinter dem Mythos der allumfassenden friedlichen Revolutionäre mit Kerzen und Gebeten die komplexere Realität verschwand und mit dem Töten des Mythos die Realität der kirchlichen Praxis in der DDR auch nicht mehr da war. Und doch bleibe ich bei meiner Geschichte, weil sie zweierlei ermöglicht. Erstens die Versammlung von Erinnerung in etwas Drittem: Er kämpfte, erungene Freiheit – und zwar, auch Freiheit ist ja ein in Ost und West unterschiedlich verstandener Begriff. Freiheit nicht im Sinne der Optionsvervielfältigung, sondern im Sinne des Widerspruchs gegen Unrecht. Und zweitens – ich wiederhole es gern – den Beitritt des Westens zum Osten in der Identität qua kollektives Gedächtnis.

Nun kann ich das alles mit noch so viel Kraft sagen: Es hat nicht funktioniert. Aber, ich würde sagen, die Transformation hat dennoch Potential, womöglich ist es dafür nicht zu spät, sondern bisher nur zu früh gewesen. Und es wird nur gehen, wenn das alles prägnant kritisch und vielfältig beleuchtet und erforscht werden kann. Selbst die Bibel als Zeugnis aus einer Zeit mit anderen Vorstellungen von Wissenschaft dokumentiert ja die Vielstimmigkeit und die Widerständigkeit bei der Ausbildung einer solchen

Identitätskonstruktion qua Gedächtnis. Es braucht also unbedingt diese Forschungsstelle, von der ich mir wünsche, dass sie nach der Geschichtsaufklärung auch die Aufklärung der Geschichtskonstruktionen nach 1990 und der mit ihr verbundenen Identitätskonstruktionen in den reflektierten Blick nimmt. Motto: Und wieder stehen wir auf dem Leipziger Ring. Und wieder stehen wir an der Bornholmer Brücke. Aber nicht als Querdenker, die sich das gerne zu eigen machen. Sondern als die, die in die Gedächtnisse einer Freiheitsbewegung eingetreten sind.

Drittens: Säkularisierung öffnet Freiheitsräume Von der Kirche in der DDR lernen

Mit dem Verlust der Volkskirche wird die Aufgabe, gesellschaftlich wirksamer und hilfreicher Rede der Kirche nicht kleiner, sondern größer. Oder schlichter formuliert: Je mehr das Vermögen abnimmt, desto größer wird Können notwendig. Das gilt gerade für die gesellschaftlichen Wirkung. An dieser Stelle gilt – ich mache es mal platt – die Abwandlung des alten Spruches: Von der Kirche in der DDR lernen, heißt siegen lernen. Je mehr Größe und Vermögen abnehmen, desto bedeutender werden Können und Gestalten. Oh ja, die Transformation hat viele Potentiale für die Zukunft. Das können Sie jetzt gerne als Schönreden abtun. Es ist trotzdem nicht falsch.

Die radikale Säkularisierung – in ihrer speziellen Form in der Zeit der DDR – hat mental Freiheitsräume geöffnet. Man kann das in den Personen geradezu physisch greifen. Richard Schröder, dessen 80. Geburtstag wir gerade gefeiert haben, war, wie er so schön beschrieb, der einzige hauptamtliche Philosophielehrer in der DDR, der nicht eine vorgegebene marxistisch-leninistisch durchdrungene Schwundstufe von Philosophie lehren musste. Und so bildete sich in Naumburg und am Sprachenkonvikt Berlin eine Art Kaderschmiede des Denkens heraus, die dann – als es so weit war – als Theologinnen und Theologen an allen Ecken und Enden der Revolutionszeit mitgestalten konnte und eben dafür gebraucht wurde. Man hat sie Laiendarsteller gescholten, sie waren Profis in Sachen Freiheit.

Viertens: Der Glaube ist der Gleiche? Glaube in Transformationsprozessen

Für mich die spannendste Frage ist, was mit dem Glauben passiert in den unterschiedlichen Transformationsprozessen. Zu meinem ersten Weihnachtsfest nach meinem Wechsel von West nach Ost schrieb ich auf einer Grußkarte den mir damals albern vorkommenden Satz: Hier ist alles anders, aber keine Sorge, der Glaube ist der Gleiche.

Ich fand den Satz selbst etwas lächerlich, aber manchmal ist auf Postkarten nicht mehr Platz. Ich denke seitdem immer mal über den Satz nach. Es könnte sein, dass er ohnehin aus einer gewissen ideengeschichtlichen Neigung im Zugang, man könnte auch sagen ideengeschichtlichen Blindheit entspringt. Denn was soll damit gemeint sein, dass es gleich ist: Das Apostolicum? Das Nicänum? Die Grundordnung? Dann ist der Satz richtig, aber doch in dem, was er austrägt, ein Nullum.

Im Blick auf die Mentalitäten, die Ängste, die Vollzüge, die Zuschreibungen und die erwünschten Wirksamkeiten aber gibt es sehr spezifische Ausprägungen. Kultursensible Forschung, wie sie die Forschungsstelle für sich in Anspruch nimmt, begreift ja gerade, dass es den Glauben weniger neben der speziellen kulturellen Ausformung, als nur in ihr gibt.

Was aber ist dann im Sinne meiner weihnachtlichen Grußkarte von 2015 noch gleich? Wie hat sich eben jener Glaube entwickelt, der immerzu damit zu leben hatte, dass die meisten anderen eben diese Überzeugung nicht teilen. Was hat das mit dem Glauben gemacht? Wie hat es ihn verändert, transformiert? Wo ist die Freiheit dabei spürbar geworden? Wie haben wir die im Blick, die ihn wirklich im Gefängnis bezeugt und verteidigt haben – ich denke an Wolf Krötke, für den wir dieses Jahr die akademische Gedenkfeier halten. Ich denke an jene, die zu Opfern des Gefängnisseelsorgers und Stasi-Spitzels Ekkehard Giebeler geworden sind. Ist am Ende vielleicht nur – aber was heißt da nur – gleich, dass wir die gelösten Stricke im Bild baumeln sehen? Theologia via negationis? Du siehst die gelösten Stricke, die Freiheit selbst kann nur konkret sein und nur konkret gelebt werden.

War alles schon gesagt? Fängt das Sagen jetzt an?

Potential hat es.

Transformieren tut es.

Die Forschungsstelle braucht es.

Am Ende bin ich dankbar. Ihnen, liebe Frau Junkermann, Dir, verehrter Professor, lieber Alexander Deeg, Euch allen, die Ihr als Team, als Mitwirkende, als Beteiligte, diese Forschungsstelle vorangetrieben habt. Sie braucht es – jetzt erst recht.

Alles gesagt? Never.

Aber ich danke Euch, dass Ihr die dusselige Rede von mir so lange ertragen habt.